

Politische Rundschau.

Deutschland.

Eine neue Reichswehrsteuer. Zur Reichsfinanzreform will die „Frankf. Ztg.“ von zuverlässiger Seite gehört haben, daß die Dividenden- und Umsatzsteuer der Banken endgültig ausgeschieden ist, da man sich von dieser Steuer nichts verspricht. Dagegen soll versucht werden, dem Gedanken einer Reichswehrsteuer eine praktische Form zu geben, und zwar in der eigenartigen Verbindung mit der geplanten Erbschaftsteuer. — Von der Erbschaft eines Erblassers, der nicht seiner Militärpflicht genügt hat, soll eine höhere als die regelmäßige Erbschaftsteuer erhoben werden. Begründet wird dies damit, daß der betreffende Erblasser seine militärische Zeit zum Verdienen benutzen konnte. Je nach dem Vermögen des Verstorbenen soll die Steuer in Klassen abgestuft werden. Unmäßige Verdienste. Im Hinblick auf die englischen Flottenmanöver in der Nordsee und die gegenwärtige internationale Lage ist es als ein Akt unangebrachter Sorglosigkeit bezeichnet worden, daß unsere Hochseeflotte demnächst die deutschen Küstengewässer verlassen wird, um unter dem Kommando des Prinzen Heinrich im Atlantischen Ozean Manöverübungen abzuhalten. — Wir glauben nicht, so schreibt dazu die „Nordd. Allg. Ztg.“, daß ein irgend einer maßgebenden Stelle des Reiches die Neigung besteht, die Entwicklung der Dinge im Lichte eines unbegründeten Optimismus zu betrachten oder gar die Augen vor den möglichen Gefahren, die unserer Nation drohen können, zu verschließen. Andererseits wird man aber ebenso wenig das rechte Augenmaß für die tatsächlichen Verhältnisse und die in naher Zukunft zu erwartende Gestaltung der politischen Verhältnisse verlieren dürfen. Vor einigen Jahren spielten ja gewisse englische Zeitungsblätter mit dem Gedanken, Deutschland über Nacht mit Krieg zu überziehen und den ersten Angriff zu vollziehen, bevor noch die Bürger Deutschlands die Nachricht von der erfolgten Kriegserklärung in den Zeitungen gelesen hätten. Derartige Narreteien werden indessen außerhalb der von blindem Deutscheninnem beherrschten Kreise jenseits des Kanals doch wohl nirgends ernst genommen. Andererseits ist es selbstverständlich, daß sich die deutsche Schlachtkraft nicht in entfernter Gewässer begeben würde, wenn eine unmittelbare Kriegsgefahr vorläge. — Man wird zugeben, daß diese amtlichen Auslassungen, die doch der Beruhigung dienen sollen, gerade noch ernst genug klingen.

Der Staatssekretär des Reichskolonialamts Dernburg ist auf seiner Afrika-Reise mit feiner Begleitung wohlbehalten in Uington eingetroffen. Der Staatssekretär wird während seiner Anwesenheit in Windhuk ein eigenes geräumiges Wohnhaus beziehen, das hinter dem Gouvernementsgarten z. B. errichtet wird.

Die Großherzogin Maria Anna von Luxemburg vollendete am Montag das 47. Lebensjahr.

Karabiner für die Feldartillerie. Die schon seit längerer Zeit aufgestellte Forderung, die Bedienungsmannschaften der Feldartillerie mit einer Schußwaffe auszurüsten,

hat jetzt zur probeweisen Bewaffnung der Kanoniere mit einem Karabiner geführt. Von einer Selbstladebüchse oder einem Revolver hat man abgesehen, weil diese Feuerwaffen nicht die ausreichenden ballistischen Eigenschaften besitzen, um ein Feuergefecht auf größere Entfernungen führen zu können. Und hierzu muß auch die Feldartillerie befähigt sein, wenn sie, ohne andere Truppen marschierend, von feindlichen Streikörpern angegriffen wird, denen sie ohne Bewaffnung der Kanoniere mit einer Handfeuerwaffe so gut wie wehrlos gegenübersteht.

Oesterreich-Ungarn.

Am vergangenen Sonntag fanden in Deutsch-Böhmen 50 Massenversammlungen statt, in denen Protestkundgebungen gegen die fortgesetzten Tschechifizierungsmaßnahmen der Regierung beschlossen wurden.

Frankreich.

Der Sultan Abdul Aziz soll trotz aller Drohungen und Abmachungen zu einem Marsch nach Marrakesch entschlossen sein. Da er im Ganzen nur über 6000 Mann Truppen verfügt, muß er ein schwächliches Piasse erleiden, wenn ihm General d'Anade nicht sehr kräftig unter die Arme greift.

Der vom Leutnant Benthome befehligte Posten von 80 Mann in Saint Etienne in Mauretanien erhielt aus Dofar Verstärkungen, da die Eingeborenen, die das europäische Personal der Fischereispezifikation niedergemetzelt hatten, den Posten ernstlich bedrohten.

Mit den Erklärungen des Ministers Pichon über die Marokkoangelegenheit, den Zug d'Anades gegen Agemur, in einer der letzten Sitzungen der französischen Deputiertenkammer beschäftigte sich die „Nordd. Allg. Ztg.“ in ihrer letzten Wochenchau und bemerkte die folgenden: Eine völlige Klärung des Zwischenfalles von Agemur wurde nicht bewirkt.

Auf dem Panzerdampfer „Verite“, auf dem Präsident Fallieres seine große Besuchsreise zurücklegen will, brach eine kleine Meuterei der Matrosen wegen schlechter Verköstigung aus. Wenn ähnliches während der Fahrt passiert!

England.

Stömungen und Gegenströmungen im englischen Kabinett. Im Schloße des englischen Ministeriums spielen sich jetzt kleine Kämpfe ab, die nicht immer ganz friedlich verlaufen. Hauptächlich handelt es sich um den Militäretat. Halbane kämpft mit aller Kraft für sein Programm, das eine Erhöhung des Präsenzstandes in sich schließt. Sein hauptsächlichster Gegner ist der Handelsminister Lloyd George, der alle verfügbaren Gelder für die Alterspensionen zusammenhalten will. George hat in Churchill, der auf einmal ein Apostel der Sparsamkeit geworden ist, eine starke Stütze. Sollte Lloyd George als Sieger hervorgehen, so wird im Kriegsamte durch den Rücktritt des Generalquartiermeisters Nicholson, der Halbanes Parteigänger ist, sicher eine Veränderung erfolgen, die einen Platz für Lord Milner, dem man eine hohe Stellung schuldet, freigemacht.

Die englische Flotte. Gegenüber den etwas übertriebenen Zahlenangaben (315 Kriegsschiffe) über die Stärke des zurzeit in der Nordsee liegenden englischen Geschwaders dürften die folgenden zuverlässigen Mittel-

lungen über die Gesamtstärke der englischen Flotte von Wert sein: England verfügt zurzeit über 54 Linienschiffe, deren ältestes 1891 von Stapel lief, von denen 22 nach 1901 von Stapel gelaufen sind, deren kleinstes 10,650, deren größtes 18,800 Tonnen Displacement besitzt; über 38 Panzerkreuzer, alle nach 1898 von Stapel gelaufen, ein Displacement von 9950 bis 17,250 Tonnen; über 78 geschützte Kreuzer, deren ältester 1890 von Stapel lief; 21 davon sind über 7000 Tonnen; über 51 Torpedobootszerstörer und 107 Hochseetorpedoboots.

Die Ovambos.

Nach soeben eingetroffenen und von dem „F.“ bereits veröffentlichten Nachrichten aus Deutsch-Südwestafrika haben sich alle fünf Oberhäuptlinge des Ovambolandes unter den Schutz der deutschen Regierung gestellt und die deutsche Oberhoheit bedingungslos anerkannt. Bei der hohen Bedeutung, die das Häuptlingswesen unter den Ovambos spielt, dürften daher einige Ausführungen über die politische Organisation jener Bewohner des Ovambolandes von Interesse sein. Bei den Ovambos ist der Häuptling unbeschränkter Herr über Leben und Besitz seiner Untertanen; als solcher kann er sich nach Belieben ihr Eigentum, es mag dieses in Korn, Rindern oder selbst ihren Frauen bestehen, aneignen und darüber nach Gutdünken verfügen. Solange der Häuptling jung ist, bekleidet dessen Vater die Stelle eines Regenten, mit der Mündigkeitsklärung (ondokana) aber ergreift der Sohn die Fäden der Regierung selbst, und um ihn von dem Einflusse des nun seines Ranges entsetzten Regenten zu befreien, muß dieser nach Landesgesetz geädert werden, was die natürliche Folge nach sich zieht, daß der Vater die „Ondokana“ soweit wie möglich hinauszuschieben versucht. Diese Sitte wird mit gransamer Strenge beobachtet; in Ooonga ist sie seit Menschengedenken nur in einem einzigen Falle nicht verfolgt worden, und zwar bei Gelegenheit der „Thronbesteigung“ durch Jitana, dessen blinder Vater als unschuldig erachtet wurde. Kurz nach der Krönung starb der junge Herrscher, und dieser unerwartete Tod wurde allgemein als die gerechte Strafe dafür erklärt, das man dem Blinden gegen das Gesetz das Leben geschenkt hatte. Stirbt der Häuptling, so verlangt die Sitte, daß ihm sein oberster Minister sofort nachfolgt, und dieser wird dabei, wenn der Fall eintritt, gewaltsam ums Leben gebracht. In ähnlichen Angelegenheiten stehen dem Häuptling mehrere Räte, meist ehemalige Jugendgenossen, zur Seite, doch steht es dem Herrscher frei — allerdings auf die Gefahr hin, von der unzufriedenen Partei durch Mordanschlag beseitigt zu werden — über die Köpfe dieser hinweg seine Verfügungen zu treffen. In Kriegszeiten ernannt der Häuptling einen omuliki wita, einen Heerführer, dem an des Herrschers Sitz unbedingter Gehorsam zu leisten ist, und der die Armeen in das Gefecht führen muß; die nächste höchste Stelle nach dem Herrscher bekleidet der omoneu u oshiku, das heißt der Eigentümer des Brennholzes, der dem Heereszuge einen Feuerbrand vorantreibt. Er führt die Flamme auf der Wanderroute, so wird dies als schlimmes Omen gedeutet und sofort der Rückmarsch angetreten.

Die Gehöfte der Ovambos, besonders aber die der Häuptlinge, stellen ein richtiges, aus Palisaden errichtetes Labyrinth dar. Innerhalb der einzelnen Höfe, in die die durch die Palisadenreihen gebildeten engen Gänge ausmünden, stehen die eigentlichen Wohnhäuser des Familienvaters oder des Häuptlings, seiner Weiber, seines Gesindes und die Natterkammer für das Vieh-

sowie die Wirtschaftsgebäude. Eine Gumbu, nennt Umbala besteht aus lauter Pfählen, die Pfahl ist etwa dreieinhalb Meter lang, die sind eng aneinander gesägt und bilden so vielen Gänge und Irrgänge, in denen sich Fremder ohne Führer zurechtfinden kann. In einigen Jahren brannte die alte Gumbu ab, weshalb ab. Die Errichtung der neuen Gumbu dauert wenigstens zwei Jahre gebauert. Es werden etwa 30,000 Pfähle dazu verwendet, die von jedem Mann des betreffenden Stammes mit verpflichtet, wenigstens einen Pfahl zur Gumbu zu bringen; man steht daher während der Errichtung Karawanen von 50 und mehr Mann ankommen mit Pfählen. Wo solche Gumbus errichtet werden können, muß Holz vorhanden sein. Jeder andere Besitzer einer Gumbu, den man einen Bauer nennen könnte, hat ein abgeschlossenes Gehöft, jedoch in viel größerer Maßstäbe. Diese Stätten liegen im Vorgebirge, etwa wie die Bauernhöfe im Nordwesten; jeder Bauer wohnt auf seinem Grundstück, das er auch bebaut.

Gerichtsballe.

Fürst Eulenburg vor den Geschworenen. Im Prozeß gegen den Fürsten Eulenburg ist die zweite Woche verlossen und ein Ende nicht abzusehen. Schon hat ein Geschworener seinem Namen darüber Ausdruck gegeben, immer neue Zeugen geladen werden sollen. Verurteilung liegt daran, die Glaubwürdigkeit namentlich des Zeugen Nibel feststellen zu lassen. Zeuge Oberlandesgerichtsrat Nibel, langjähriger Oberamtsrichter in Starnberg, stellte dem Gericht ein günstiges Zeugnis aus. Auf die Fragen sagte der Zeuge weiter aus, daß in den achtziger Jahren mancherlei über spirituelle Erscheinungen des Fürsten Eulenburg in häuslicher Umgebung des Fürsten Eulenburg gesprochen worden sei, insbesondere sei die Rede geführt worden, daß Eulenburg der Zeugen Nibel verführt habe. Nach diesem Zeugen wurde der gerichtliche Schmidt vernommen, der behauptet die ganze Voruntersuchung in die er Starnberg geführt hat. Er hat sowohl den Zeugen Nibel wie auch Ernst wiederholt vernommen. Er befindet haben, er habe den Eindruck gewonnen, daß es Nibel ganz gleich sei, ob er etwas zu tun oder nicht. Nibel sage alles frei heraus und sei von ihm wiederholt in eindringlicher Weise davor verwahrt worden, eine falsche Aussage zu tun. In Eulenburg sei Nibel dem Fürsten gegenübergestellt worden, und es habe sich die bekannte Szene entwickelt, wo der Angeklagte den Nibel „Lügner“ tituliert und dieser die Wahrheit zu sagen. Von Ernst habe er den Eindruck, als ob dieser noch mehr wisse. Staatsanwalt Jenzel beantragte, den Nibel als Zeuge nicht zu berücksichtigen, weil er die bekante Szene entwickelt, wo der Angeklagte den Nibel „Lügner“ tituliert und dieser die Wahrheit zu sagen. Von Ernst habe er den Eindruck, als ob dieser noch mehr wisse. Staatsanwalt Jenzel beantragte, den Nibel als Zeuge nicht zu berücksichtigen, weil er die bekante Szene entwickelt, wo der Angeklagte den Nibel „Lügner“ tituliert und dieser die Wahrheit zu sagen. Von Ernst habe er den Eindruck, als ob dieser noch mehr wisse. Staatsanwalt Jenzel beantragte, den Nibel als Zeuge nicht zu berücksichtigen, weil er die bekante Szene entwickelt, wo der Angeklagte den Nibel „Lügner“ tituliert und dieser die Wahrheit zu sagen.

Die Geheimagentin.

Original-Roman von Gustav Canac.

8. Kapitel.

15 Bereits an dem Tage vor Schweighards Reise nach Achen hatte Wolfrath seinen Kousin in dessen Wohnung auffuchen wollen, um sich ein Buch von ihm auszubitten, hatte ihn aber daselbst nicht angetroffen. Da er nicht auf ihn warten wollte, hatte er sich darum vorgenommen, heute im Laufe des Tages wieder vorzusprechen. Sein Kousin war aber schon längst nach Achen gefahren, als Wolfrath kam und von dessen Wirtin mit einer seltsam geheimnisvollen Miene empfangen wurde.

„Was Sie da sagen, Frau Rürsten, Herr Schweighardt ist verreist?“ fragte Wolfrath nicht wenig erstaunt.

„Ja, und denken Sie nur, Herr Doktor, ganz zeitig muß er fort sein, wenn nicht gar in der Nacht,“ sagte die Witwe, die alle Studenten in höheren Semestern Doktor zu titulieren pflegte, ihrer ersten Mitteilung hinzu. „Ich bin gewiß keine Langschläferin, bin es mein Lebtage nie gewesen, aber ich habe heute morgen nichts von seinem Fortgang bemerkt. Als ich Herrn Schweighardt der Morgentasse bringen wollte, war er nicht mehr da.“

„Sie wissen auch nicht wohin er ist?“ forschte Wolfrath sehr erstaunt. „Vielleicht hat er nur einen Morgen-spaziergang unternommen?“

„Hat sich was mit einer Morgenpromenade, Herr Doktor, oben liegt ein Brief, Herr Schweighardt muß ihn aus Versehen haben liegen lassen, da steht so konfuse Zeug drinn; doch was weiß ich; ich bin nicht neugierig, ich habe ihn nicht gelesen.“

Wolfrath war sprachlos; sein Kousin hatte allerdings in der letzten Zeit ein etwas absonderliches Wesen gezeigt und er hatte dies mit der Fremden in Verbindung gebracht, aber er hatte keinen Augenblick daran gewacht,

daß sich dies bald wieder ändern würde. Die Begegnung war doch eine so klüchtige gewesen und war unter solchen Umständen erfolgt, daß dadurch ein Mensch doch kaum Zeit seines Lebens seinen Verstand verlieren und kopflos umherlaufen konnte. An sich dachte Wolfrath nicht, wie er ebenfalls durch den einmaligen Abfall sofort in heißer Liebe zu Gollnows Stieftochter entbrannt war. Aber das ureigene Wesen der Liebe, die alle Schranken niederzureißen im Stande ist, dachte er nicht nach, sondern nur an die Verpflüchtung, die er als der Ältere, Erfahrenere dem jüngeren Verwandten gegenüber hatte. Er mußte denselben zurückhalten, Torheiten zu begehen; er mußte nun endlich zu erforischen trachten, welches Bewandnis es mit der Fremden hatte und ob sein Kousin noch irgend welchen Beziehungen zu ihr stand. Er vermutete das Letztere und da durfte er nicht mehr so ruhig und gleichgültig mehr zuhauen.

„Sie sprechen von einem Brief, Frau Rürsten; von wem erheilt er denselben?“ fragte Wolfrath.

„Herr Doktor, ich sagte schon, ich habe ihn nicht gelesen,“ entgegnete die Witwe und heuchelte Entrüstung; sie vergaß aber, hinzuzusetzen, daß sie sich sehr lange bemüht hatte, denselben zu entziffern, was ihr aber nur deshalb nicht gelungen war, weil sie ihre Brille nicht zur Hand hatte. Sie war aber im Begriff gewesen, dieselbe zu holen, als Wolfrath dazwischen kam. „Ich bin nicht wie andere, die sich um die Angelegenheiten ihrer Mieter kümmern. Alle junge Herren, die bei mir gewohnt haben, werden mir dies beständigen Wägen.“

„Aber gewiß, Frau Rürsten, ich zweifle nicht einen Augenblick an Ihren Worten,“ beruhigte Wolfrath die Witwe, doch da sie des Briefes erwähnten, so möchte ich gerne wissen, was er enthält, um vielleicht zu verhalten, daß mein sonst so braver Kousin irgend eine Dummheit begeht.“

„Er liegt ganz frei auf dem Tisch, Herr Doktor,“ sagte die Witwe mit wichtiger Miene. „Ach, wie ist leidlich so

lange um den guten Herrn Schweighardt. Ja, gegen Sie doch hinauf und sehen Sie, was in dem Briefe steht. Wenn Sie dann irgend eines Rates oder Hilfe bedürfen, ich stehe gerne zu Diensten.“

„Hoffen wir, Frau Rürsten, daß unsere Verlegenheit jedes Grades entbehrt und irgend eine harmlose Veranlassung meinen Kousin forgerufen hat. Aber nur wenn ich weiß, daß er ein braver Keel ist, den keine Gutmütigkeit leicht fortweht, will ich mich um ihn kümmern.“

„Na, Herr Doktor, was in dem Briefe steht,“ habe ihn nicht gelesen,“ verbesserte sich die Witwe und überließ in ihrem Eifer das Cäsaren, welches Wolfraths Lippen spielte. „Hier haben Sie den Schlüssel zu Herrn Schweighards Zimmer. Ich werde natürlich kein Wort verlauten lassen, er möchte sonst doch unangenehm sein.“

Von einer seltsamen Beklemmung erfaßt, schritt Wolfrath die Treppe zu dem ihm wohlbekannten Zimmer hinauf. Also einen Brief hatte er oben liegen lassen; hatte er ihn absichtlich getan, dann konnte er keine Bedeutung haben, denn wenn er so frei und offen lag, mußte er doch eine Sicherheit annehmen, daß ihn die Wirtin lesen würde. Die Annahme lag daher näher, daß er ihn in der Schublade liegen lassen, dafür sprach, daß so konfuse Zeug darinnen stehen sollte. Sein Argwohn war nun etwas reger geworden.

Das Zimmer befand sich in peinlichster Ordnung; darauf hielt Frau Rürsten und die bei ihr wohnenden Töchter, die nicht immer den gleichen Hang zeigten, mußten deshalb manche Strafpredigt über sich ergehen lassen. Sie wurde aber von denselben ruhig hingelassen, denn sie „Jugend kennt keine Tugend“. Im übrigen aber bei Frau Rürsten eine sehr gute Wirtin und wer bei ihr wohnte, fühlte sich wohl und die jungen Herren wußten nicht, so lange sie in der Stadt blieben.